

zeb.great women 2016 | Frankfurt am Main, 4. November 2016

„Digitale Revolution und soziale Marktwirtschaft: Passt das noch zusammen?“

Rede Julia Klöckner, MdL, Landes- und Fraktionsvorsitzende der CDU Rheinland-Pfalz und stellv. CDU-Bundesvorsitzende

Sehr geehrte Frau Katrin Lumma,
sehr geehrte Damen,

ich freue mich heute bei Ihnen in Frankfurt zu sein, in Hessen unserem rheinland-pfälzischen Nachbarn. Und um es politisch mit Blick auf den Haushalt zu sagen: Nehmerland grüßt Geberland.

Doch um den Länderfinanzausgleich und darum, wie Landesregierungen mit den Steuermitteln, die ihnen zur Verfügung stehen, umgehen, soll es heute nicht gehen. Wohl aber um unser Wirtschaftssystem, das die Grundlage für viele dieser Handlungen ist.

Einleitung

Liebe Damen,

die soziale Marktwirtschaft ist die DNA unserer Republik. Über ihre Geschichte und ihre Bedeutung für die Gegenwart ist schon oft gesprochen worden.

Ich möchte mich heute mit der Zukunft beschäftigen, konkret mit der Frage, mit der meine Rede überschrieben ist: „Digitale Revolution und soziale Marktwirtschaft: Passt das noch zusammen?“

In der Natur der Sache liegt, dass wir über die Zukunft nicht viel wissen. Was wir jedoch alle spüren, ist die digital geprägte Zeitwende, die alle Bereiche unseres Lebens durchdringt. Wir stecken mittendrin im digitalen Wandel, das lässt sich auch an einigen Zahlen gut ablesen:

- Die Anzahl der Patente im Bereich der digitalen Technologien haben sich seit der Jahrtausendwende mehr als verdoppelt.
- Der Digitalisierungsanteil über alle Wirtschaftsbereiche hinweg ist um 25 Prozent gestiegen.
- Mit der Folge, dass die digitale Datenmenge explodiert ist: Sie ist seit dem Jahr 2005 um das 70-fache gestiegen

Die Prognosen besagen übrigens, dass wir bis 2020 eine weitere Verzehnfachung und danach wahrscheinlich jährlich eine Verdoppelung dieser Datenmenge erleben werden.

Bundeskanzlerin Angela Merkel ist für den Begriff „Neuland“ verspottet worden. Ich möchte ihn hier angesichts der eben präsentierten Zahlen ausdrücklich wiederholen. Gemessen an der Bedeutung der Digitalisierung ist das Wissen, was wir darüber heute haben, verschwindend gering.

Ja, wir nutzen soziale Netzwerke, elektronische Kommunikation, Online-Shops heute ganz bei-läufig, sie sind Teil unseres Alltags geworden. Die digitale Technologie erobert unser Leben schrittweise, unterschwellig und subversiv, auf meist angenehme Art und Weise, sie macht uns Vieles leichter.

Die gesellschaftliche, volkswirtschaftliche, ja auch geopolitische Dimension dieser Technologie haben wir jedoch noch lange nicht erfasst. Und wie könnten wir das auch?

Mit hundert Jahren Abstand gelingt es uns heute einzuschätzen, welche Bedeutung der Buchdruck für die Zivilisationsgeschichte hatte. Für die Zeitgenossen Gutenbergs war das unmöglich, waren die Reformation und die Aufklärung sicher nicht absehbar. Ähnlich ergeht es uns heute.

Wir wissen alle, wo wir am 11. September 2001 waren. Aber erinnern Sie sich noch, wann Sie die erste E-Mail geschrieben haben, zum ersten Mal online eingekauft oder ihren ersten Facebook-like verteilt haben?

Und damit bin ich bei einem Begriff, der die ganze Dimension der digitalen Revolution erfasst. Es ist ein englischer Begriff, der sich nur schwierig ins Deutsche übersetzen lässt – und auch das ist schon ein Signal an sich:

„Disruptive“, oft etwas unbeholfen mit „disruptiv“ eingedeutscht. Das klingt eher harmlos, nach einer Art kurzen Unterbrechung. Im Wörterbuch steht aber eine andere Übersetzung, nämlich: störend, trennend, spaltend, Unruhe stiftend, zerstörend.

Damit kommen wir der Sache schon näher, denn genauso wird das Wort „disruptive“ von den Euphorikern der schönen, neuen digitalen Welt verwendet: die analoge Vergangenheit wird plattgemacht und durch Neues ersetzt. Keine evolutionäre Entwicklung, kein Übergang, keine Synthese, sondern der harte Schnitt.

Wenn Sie so wollen, beschreibt das eine Art von digitalem Darwinismus. Es geht um „Survival of the fittest“: Adapt or die – passe dich an oder stirb!

Dies ist das Gegenteil von sozialer Marktwirtschaft. Denn wenn ich von der DNA unserer Republik spreche, dann meine ich nicht nur die Grundlagen einer bestimmten Wirtschaftsordnung.

Die soziale Marktwirtschaft ist ja viel mehr: Sie ist auch Gesellschaftsordnung und kulturelles Konzept. Mit ihr verbinden wir bestimmte Verhaltensmuster, von Einzelpersonen, von Institutionen und schließlich auch von staatlichen Akteuren: ausgleichend, vermittelnd, moderierend – also alles andere als störend, trennend, spaltend.

Beide Konzepte scheinen sich auszuschließen. Wenn das „disruptive“ aber quasi das Grundprinzip der digitalen Welt darstellt, was bedeutet das dann für die soziale Marktwirtschaft als unser Grundprinzip? Braucht sie gelegentliche neue Updates und eine wirksame Firewall? Oder wird die „disruptive“ Dynamik von außen stärker sein?

Wie gesagt: Die Antwort auf alle diese Fragen werden wir vermutlich erst rückwirkend kennen. Allerdings können wir einige Ansatzpunkte dafür schon heute finden, und zwar dort, wo das Internet seinen technologisch-geschichtlichen Ursprung hat und wo heute sein Herz schlägt, nämlich in Kalifornien.

Bedeutung Silicon Valley

Liebe Damen,

ich hatte vor einiger Zeit die Gelegenheit ins Silicon Valley zu reisen. Für unser Verständnis der digitalen Zukunft ist das fast ein Pflichtprogramm, übrigens auch, was das Verständnis der Vergangenheit der Internets angeht, die dort noch sehr präsent ist.

Widersprüche, die anderswo unüberbrückbar scheinen, haben das Silicon Valley zu dem gemacht, was es heute ist:

Angestoßen durch den Sputnik-Schock in den 50ern waren es zunächst militärische Ziele, die zu Entwicklung eines dezentralen Kommunikationsnetzes führten, das weniger verwundbar sein sollte. Für damalige Verhältnisse fast unbegrenzte Finanzmittel flossen in Forschungseinrichtungen und Rüstungsfirmen an der amerikanischen Westküste und trafen dort irgendwann auf die Hippiekultur der 70er.

Aus dieser Melange entstand ein Freiheitsversprechen, in dem Technologie als Mittel zur Entgrenzung verstanden wurde. Gerade deshalb stehen heute viele Protagonisten jener Tage umso fassungsloser vor der Macht neuer Monopolisten wie Google und Facebook und vor den Abhörskandalen der NSA, und sie fragen sich, wie das passieren konnte: warum sich das Internet, diese vermeintliche Instrument der Freiheit plötzlich gegen sie wendet.

Natürlich darf in dieser Betrachtung der Digitalisierung auch der amerikanische Traum nicht fehlen, der ja kein Traum ist, sondern ein sehr reales Versprechen: Wenn Du nur fleißig und gut genug bist, kannst Du es ganz nach oben schaffen.

Weniger Regulierung, höhere Risikobereitschaft, Wagniskapital, ja auch weniger Neid haben in den USA schon immer eine bewundernswerte Dynamik entwickelt. Dem entgegenstehen deutsche Gründlichkeit, aber eben auch Beharrungskräfte und Zögerlichkeit.

Im Zeitalter der Beschleunigung wird dieser Unterschied besonders deutlich. Und auch deshalb liegt das Silicon Valley in Kalifornien und nicht am Rhein oder Main.

Der amerikanische Traum bedeutet im Umkehrschluss aber auch: Wer es nicht schafft, war eben nicht gut genug. Diese Grundhaltung steht ganz im Einklang mit der „disruptiven“ Dimension der digitalen Welt. Dazu gehört auch die neuerdings so oft beschworene Kultur des Scheiterns, die in den USA – besonders im Silicon Valley – geradezu gefeiert wird.

Aus Fehlern lernen, so lautet die Botschaft ganz einfach gesagt, kann produktiv sein und sogar Spaß machen – abgesehen davon, dass jeder von uns Fehler macht. Allerdings, so scheint mir, feiern diejenigen besonders gut gelaunt das Scheitern, die es irgendwann, irgendwie geschafft haben und daher lässig und mit einer Portion sympathischer Selbstironie auf ihre Fehlschläge zurück blicken können. Alle anderen, die gerade mittendrin stecken in ihrem persönlichen Scheitern, die es noch nicht geschafft haben, ist eher weniger zum Feiern zumute.

Das ist die durchaus zynische Seite des amerikanischen Traums. Das Aufstiegsversprechen wird freilich oft genug enttäuscht, die soziale Durchlässigkeit nimmt ab und Scheitern hat auch in den USA fast immer und unmittelbar existentielle Folgen.

Davor bewahren uns in Deutschland die sozialen Sicherungssysteme, die soziale Marktwirtschaft. Andererseits ist das Scheitern bei uns aber eben oft auch verbunden mit einem Stigma des Versagens. Eine zweite, gar dritte Chance gibt es selten.

Eine Krise zu meistern, daran zu wachsen und den Wiederaufstieg schaffen – das ist anderswo leichter, als in Deutschland. Dabei entsteht so Exzellenz, in Forschung und Wirtschaft und übrigens auch in der Politik.

Dieser Vergleich der USA und Deutschlands ist an sich nicht neu. Aber mir geht es heute nicht um die unterschiedlichen Wirtschaftskulturen. Mir geht es nicht um die Außenhandelsbilanz, um die grassierende Obdachlosigkeit in amerikanischen Städten, um die völlig unterschiedlichen

Bildungssysteme und die damit verbundene Chancengleichheit oder -ungleichheit. Mir geht es schon gar nicht um eine Bewertung.

Die Ausgangsfrage war: Gefährdet die Digitalisierung die Soziale Marktwirtschaft bzw. kann das eine mit dem anderen zusammenpassen?

Und da müssen wir wohl erkennen, ob es uns gefällt oder nicht: Das Internet tickt durch und durch amerikanisch. Es ist geprägt von den Werten, von der Kultur, von der disruptiven Denkweise des Silicon Valley.

Kurzum, die Digitalisierung hat mächtige globalisierte Konzerne entstehen lassen, von denen keiner aus Deutschland, nicht einmal Europa kommt. Und deren Philosophie ist nun einmal anders als unser Verständnis von sozialer Marktwirtschaft. Das ist eine Herausforderung für die Balance in unserer Wirtschaftsform.

Beispiel: Sharing-Economy

Liebe Damen,

das Gesagte wird deutlich an einem Phänomen, das erst einmal, wie viele Anwendungen digitaler Technologie, ganz unscheinbar und sympathisch daher kommt: Die so genannte sharing-economy.

Wer wollte etwas gegen die Idee des Teilens einwenden? Teilen ist dem Grunde nach sehr sozial, und es ist auch nachhaltig und ressourcenschonend. Was kann schlecht daran sein, bereits vorhandene Güter und Leistungen, wie zum Beispiel freie Zimmer in Privatwohnungen, freie Sitzplätze in Autos besser auszulasten?

Airb'n'b und Uber – ist das nicht Marktwirtschaft im besten, ursprünglichen Sinne? Und ist es nicht sozial, wenn das Internet die Markteintrittsbarrieren quasi auf null setzt und jeder alles gegenüber jedem weltweit anbieten kann?

Auch hier ist meine These: Die vielen Vorteile begreifen wir schnell und diese neuen Angebote gehören genauso schnell zu unserem Alltag. Die gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Auswirkungen – Stichwort: Neuland – werden allerdings etwas mehr Zeit benötigen, um sich zu zeigen und von uns verstanden zu werden. Einige Anzeichen können wir allerdings auch bei diesem Thema schon jetzt erkennen.

Da sind zum einen die Wertschöpfungskette und ein krasses Missverhältnis – zum Beispiel zwischen dem Firmenwert des Mitfahrdienstes Uber einerseits und den Honoraren für die tatsächlichen Hobby-Chauffeure andererseits. Von denen probieren ja nicht wenige, so an der Taxilizenz vorbei ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.

Einige Programmierer werden mit einer genialen Idee so in Windeseile zu Multimilliardären: Parallel entwickelt sich dazu ein neues Präkariat von Selbstständigen, die mit Billiglöhnen kaum überleben können. Gleichzeitig steigt die Nachfrage nicht endlos, und traditionelle Anbieter geraten unter Druck.

Volkswirtschaftlich sieht es ähnlich schwierig aus: Sinken die Löhne, sinken auch die Steuereinnahmen. Zusätzliche Transferleistungen werden notwendig. Viele privat angebotene Leistungen gehen sogar ganz an den Steuerbehörden vorbei, die gerade der Privatzimmervermittlung in vielen Großstädten den Kampf angesagt haben.

Gleichzeitig schaffen es die international aufgestellten Konzerne, die dahinter stehen, ihre Einnahmen – wie es so schön heißt – steueroptimiert zu gestalten. Das mag als Marktwirtschaft durchgehen. Sozial aber ist es sicher nicht. Teilen droht hier eher zu einer Neuauflage von „divide et impera“ zu werden.

Abgesehen von den ökonomischen Auswirkungen denke ich aber noch an eine andere, kulturelle Dimension der sharing-economy, nämlich an die Monetisierung des Privaten.

Wenn alle im Internet die Möglichkeit haben, jeden Teil ihrer selbst zu vermarkten – sei es die Sofaecke oder meine Meinung über ein Restaurant –, dann wird sich Gesellschaft verändern. Niemand kann heute sagen, ob das gut oder schlecht ist, vielleicht ist es beides gleichzeitig.

Aber jeder, der von sharing-economy redet, sollte wissen: Es geht hier um weit mehr als nur um einen kleinen Nebenverdienst hier und da. Und auch wenn es ganz danach klingt – soziale Marktwirtschaft ist das nicht.

Schließlich möchte ich noch über den Journalismus sprechen. Ich muss Ihnen kaum erklären, wie „disruptiv“ die Medien durch digitale Technologie verändert werden. Einerseits bietet das Chancen, man kann sich neu erfinden. Andererseits gehört zur Wahrheit aber auch, dass die gesellschaftliche Funktion des Journalismus zusammen mit dem klassischen, analogen Geschäftsmodell zur Disposition steht. Wenn das Internet alle Informationen für jeden Menschen auf der Welt rund um die Uhr bereithält, wenn so genannte Bürgerjournalisten und Blogger kostenlos die Bildschirme in unseren Händen füllen, was brauchen wir dann noch mehr?

Beantworten möchte ich dies Fragen mit dem antiken Begriff der Agora, dem Marktplatz der Ideen im alten Griechenland, dort wo man sich traf zum Austausch, auch zum Wettstreit der Argumente. Ein Platz des gesunden Menschenverstandes, etwas Verbindendes, Soziales – und das Gegenteil von dem, was wir heute oftmals im Internet, in den so genannten „sozialen“ Medien, erleben: Anonymität, Enthemmung und Respektlosigkeit. Auch hier heißt „disruptiv“ oft genug trennend, spaltend, zerstörend.

Das Internet gibt Vielen eine Stimme, die vorher keine hatten. Das gilt im Guten wie im Bösen. Das gilt für unterdrückte Minderheiten, das gilt aber auch für Extremisten. Technologie ist per se nicht gut oder böse. Erst die Art und Weise wie wir sie nutzen, macht sie zu einem Segen oder zu einer Gefahr.

Was würde Ludwig Erhard machen?

Liebe Damen,

diese Balance zwischen Chancen und Risiken – das ist die große Zukunftsaufgabe der sozialen Marktwirtschaft im 21. Jahrhundert: Die Balance zwischen der Dynamik der Marktwirtschaft, die Innovation, Unternehmer-, Erfinder- und Gründergeist hervorbringt, auf der einen Seite...

...und den Sicherungssystemen, die Solidarität, Gerechtigkeit und gesellschaftlichen Frieden gewährleisten, auf der anderen. Letzteres ist ja übrigens, wie wir wissen, auch ein Wirtschaftsfaktor und wird von Investoren hoch bewertet.

Die Bändigung der ungezügelten Kräfte des Kapitalismus ist unter Ludwig Erhard gelungen, und sie bleibt dauerhaft seinem Namen verbunden. In der digitalen Welt steht uns diese Aufgabe noch bevor.

Was würde Ludwig Erhard vorschlagen? Das ist natürlich reine Spekulation – aber warum nicht? Also spekulieren Sie ein wenig mit mir!

Ludwig Erhard würde zunächst einmal – wahrscheinlich – feststellen, dass sich Fehlentwicklungen selten von selbst kurieren, sondern dass staatliches Handeln unverzichtbar ist.

Er würde vielleicht auf die industrielle Revolution vor hunderten Jahren verweisen, auf Namen wie Rockefeller, Carnegie und J.P. Morgan, die zu ihrer Zeit den Herren Zuckerberg, Brin und Page von heute kaum an wirtschaftlicher Macht und Einfluss nachstanden.

Erhard würde daran erinnern, dass sich die Monopole von damals nicht von selbst aufgelöst haben, sondern von Präsident Roosevelt aktiv zerschlagen wurden. Und er würde sicher postulieren, dass ein globales Phänomen und ein globaler Markt wie das Internet eine globale Regulierung erfordern.

Ludwig Erhard würde aber auch, vielleicht auch etwas ratlos, vor einem relativ neuen Phänomen der Wirtschaftsgeschichte stehen, das wiederum eine englische Redewendung gut beschreibt: „the winner takes it all“ – oder auf Deutsch gewendet: Wer schon hat, dem wird gegeben.

Im digitalen Bereich entstehen globale Monopole von bisher unbekanntem Ausmaß und das ja nicht etwa durch unlautere oder gar kriminelle Mittel – nein, sie scheinen sich fast zwangsläufig aus dem Wesen des Internets zu ergeben. Fairer Wettbewerb, ein starker Mittelstand, soziale Marktwirtschaft wirken da schon als Begriffe fast anachronistisch.

Sollen wir uns aber mit dieser Erkenntnis zufrieden geben?

Oder sollten wir nicht vielmehr gemeinsam überlegen, ob es nicht doch so etwas geben kann wie eine digitalisierte soziale Marktwirtschaft oder eine soziale Digitalgesellschaft?

Das ist eine Frage an die Politik, genauer gesagt an die Netzpolitik, die heute noch viel zu eng, viel zu sehr als Infrastrukturthema betrieben wird.

Aber Ludwig Erhard hat sich eben nicht nur um Straßen und Brücken gekümmert, um Arbeitsplätze und die Versorgung. Genauso wenig darf sich die Netzpolitik auf Breitbandanschlüsse reduzieren. Die Geschwindigkeit auf der Datenautobahn ist wichtig, natürlich.

Aber genauso wichtig sind die Regeln auf dieser Datenautobahn, damit wir dort sicher unterwegs sind. Die Datenautobahn muss für alle zugänglich sein und jeder sollte sich dort gut orientieren können, um sein Ziel zu erreichen – um im Bild zu bleiben.

Konkret: Auch in Zukunft müssen Unternehmensgründer gegen monopolistische Großkonzerne eine Chance im Wettbewerb haben; muss der Verbraucher bestimmen können, wie viel an Daten er für bestimmte Produkte oder Dienste preisgeben will; muss der Crowdworker für gute Arbeit einen fairen Lohn erhalten.

Mit der Bundesregierung bin ich der Meinung, dass wir uns deshalb – neben den schnellen Netzen, die Grundvoraussetzung sind – vor allem die folgenden beiden Aufgaben angehen müssen: Wettbewerb und Vernetzung.

Ja, die Sorge angesichts der wachsenden Datenmacht einiger Konzerne wie Google und Facebook sind berechtigt, auch wenn Jaron Lanier's düstere Prophezeiung vom „digitalen Maoismus“ übertrieben sein mag.

Die Entwicklung ist in der Tat eine Herausforderung für die Balance der sozialen Marktwirtschaft. Im Kern geht es bei dieser Debatte aber um eine Frage der Ordnungspolitik – es lässt sich regeln.

Ich möchte an dieser Stelle den Bundesverkehrsminister Alexander Dobrindt zitieren, der sagt:

„Die Marktwirtschaft wurde im 20. Jahrhundert sozial flankiert, weil es eine Monopoltendenz des Kapitals gab. Sie wurde später ökologisch sensibilisiert, weil es eine Monopolisierungstendenz im Zugriff auf Ressourcen gab. Heute müssen wir die Marktwirtschaft digital neu definieren, weil eine Monopolisierung der Informationen droht.“

Wir müssen deshalb niemandem mit Zerschlagung drohen, sondern die Voraussetzungen für mehr Wettbewerb schaffen. Insbesondere der Ausbau eines breiten Gründergeschehens ist eine wichtige Aufgabe. Im Jahr 2014 wurden im Silicon Valley 26 Milliarden Dollar an Wagniskapital in Start-ups investiert. In Deutschland war es nur ein Zehntel davon.

Ich möchte auf den zweiten Punkt zu sprechen kommen, die Vernetzung. Und hier ist unsere Ausgangslage gut: Die Industrie 4.0 mit vernetzten Produktionsprozessen ist eine deutsche Erfindung. Internetkonzerne mögen wissen, wie man Daten erhebt; unsere Industrieunternehmen aber wissen, wie man Daten sinnvoll in industrielle Prozesse integriert. Diesen Vorsprung gilt es zu nutzen.

Vor einer großen Herausforderung steht dabei unser Mittelstand, das Rückgrat der deutschen Volkswirtschaft. Studien von McKinsey und IDC zeigen, dass die mittelständischen Unternehmen von der Digitalisierung profitieren und Treiber für Arbeit, Wohlstand und Wachstum bleiben können.

Ich bin überzeugt: Der Mittelstand hat das erste Wirtschaftswunder geprägt, er wird auch das digitale Wirtschaftswunder gestalten. Das ist auch Garant dafür, dass es weiter „sozial“ zugeht in unserer Marktwirtschaft.

Schluss

Liebe Damen,

ich würde heute nicht zu ihnen sprechen – und vor allem nicht zu diesem Thema, wenn ich nicht der festen Überzeugung wäre, dass das eben skizzierte gelingen kann. Dazu müssen wir Netzpolitik zunächst einmal als gesamtgesellschaftliche Querschnittsaufgabe betrachten.

In der Tradition von Ludwig Erhard sollten wir den Wettbewerb verteidigen und die Freiheit des Individuums im Auge haben. Möglichst viele Anbieter und Quellen sind der beste Garant gegen drohende Metropole. Und ein klarer Blick auf die Würde des Einzelnen verhindert den Missbrauch eines digitalen Sozialismus.

Die offene, sozial-digitale Marktwirtschaft ist am Ende das menschliche Prinzip für das digitale Jahrhundert. Denn freie Menschen tauschen Informationen zum wechselseitigen Nutzen. In totalitären und monopolistischen Systemen geht das nicht. Dort herrscht die Sozialmoral des Hundezwingers. Schon Adam Smith schrieb: „Hunde tauschen keine Knochen!“ Freie Menschen schon.

Kurzum, Netzpolitik ist auch Sozialpolitik, Bildungs- und Wissenschaftspolitik, Finanzpolitik, Außen- und Sicherheitspolitik, ja auch Landwirtschafts- und Umweltpolitik. Wie auch die Wirtschaft, so ist Technik kein Selbstzweck. Sie dient dem Menschen und nicht umgekehrt.

Die Digitalisierung stellt diese Aussage zunächst in Frage, in jedem Lebensbereich. Deshalb gilt es, die soziale und digitale Gesellschaft zu versöhnen, im Geiste Erhards. Das Primat des Humanismus, den Kern unserer christlichen Sozialethik zu verteidigen gegen die Allmacht der Algorithmen – das ist nicht weniger als die Aufgabe unserer Generation. Wir betreten Neuland, doch bin ich zuversichtlich, dass uns das gelingen wird.